

Angst vor Fremdem?

Fremdheit wahrnehmen, annehmen und überwinden!

Einleitung

Angst als diffuses Bedrohungsgefühl, aber auch Befürchtungen im Blick auf konkrete gesellschaftliche Entwicklungen lassen sich zunehmend in der „Mitte“ der Gesellschaft aufweisen. Mit der Mitte der Gesellschaft ist in D. einerseits die traditionell starke und stabile Mittelschicht gemeint. „Mitte“ bedeutet in einem übertragenen Sinn aber vor allem die weit verbreitete Haltung, sich sozial in der Mitte der Gesellschaft zu verorten und damit eine grundlegende Zufriedenheit mit den sozialen Verhältnissen auszudrücken. Wer sich in der Mitte verortet, neigt nicht zu extremen Anschauungen oder Verhaltensweisen, vielmehr blickt er alles in allem vertrauensvoll und zuversichtlich in die Zukunft.

Diese stabile und sich selbst gewisse Haltung der „Mitte“ scheint gegenwärtig zu schwinden, eine Vielzahl von Bedrohungsszenarien untergräbt das lange Zeit dominierende Gefühl der Sicherheit. Stattdessen ist Angst im Begriff zum großen Thema zu werden. Wenn Angst in die Mitte der Gesellschaft Einzug hält, ist dies ein Alarmsignal von größter Dringlichkeit.

Anlässe für diese Angst gibt es viele: Dazu gehört neben dem Wissen um zunehmende Gefährdungen durch ökologische Krisen und neben den sozialen Abstiegsängsten für nicht wenige Menschen auch die wachsende Präsenz von Fremden in der Gesellschaft, z.T. konkretisiert durch die Zuwanderung von Flüchtlingen.

Angst lässt sich nicht weg reden, sie sollte auch nicht verdrängt oder verharmlost werden. Menschen in Angst sind einerseits bemitleidenswert, sie können aber auch zu einer Gefahr für Andere werden, wenn die Angst sich in Aggressivität oder gar in Hass verwandelt. Was man stattdessen versuchen kann ist, Angst in einem ersten Schritt in Furcht zu verwandeln. Sobald Angst in Furcht transformiert wird, betrifft sie ein konkretes Gegenüber, dann besteht die Chance, die Furcht produktiv zu bearbeiten und im besten Fall gut mit ihr umzugehen. Dazu muss man sie zunächst möglichst genau wahrnehmen, dann annehmen im Sinn von bearbeiten und schließlich bewältigen.

1. Die Ängste vieler Menschen wahrnehmen – Überlegungen und Daten zur Furcht vor Fremden

Angst kann ein guter Ratgeber sein, wenn sie hilft, sich konstruktiv auf die Zukunft einzustellen und sie bewältigen zu können. Insofern sind viele Ängste durchaus rational, Ängste wahrzunehmen und anzuerkennen ist der erste Schritt eines angemessenen Umgangs

mit ihnen. Angst kann aber auch ein schlechter Ratgeber sein, wenn sie ein Gefühl der Unsicherheit erzeugt, diffus bleibt und eher lähmt als zum Handeln motiviert. In D. geht es uns, so sagt der Soziologe Heinz Bude, beängstigend gut. Es geht uns gut, deshalb können wir großzügig helfen, wie es das zivilgesellschaftliche Engagement für Flüchtlinge aktuell hervorragend zeigt. Es geht uns beängstigend gut, d.h. auch, dass viele ein Gespür haben, dass es aus vielerlei Gründen so nicht bleiben wird, dass es eher schlechter als besser wird. Genau dies sorgt für eine Unterminierung der Zukunftsgewissheit, sorgt für eine eher skeptische Stimmungsgrundlage und nicht für „optimistisches Anpacken“. Deutlich wird dieses Gefühl an Hand einer aktuellen Umfrage:

Tabelle 1

Eine besonders schwierig zu fassende Angst ist die Angst vor dem „Unbekannten“, das Unbekannte kann bedrohlich oder sogar feindlich sein. Das Unbekannte ist der Gegensatz zum Vertrauten, es kann die eigenen Gewissheiten in Frage stellen. Eine Variante des Unbekannten ist der Fremde, daher die häufige Furcht vor dem Fremdem, fremden Menschen, fremden Sitten und Gebräuchen, fremden Dingen. Das Fremde ist etwas, wo man nicht so genau weiß, was es eigentlich ist. Deshalb bietet sich das Fremde/die Fremden für viele Menschen geradezu als Projektionsfläche der oft diffusen Empfindungen von Furcht an. Was bedeutet Fremdheit? Das deutsche Wort „Fremd“ leitet sich ab von althochdeutsch fram, was fern, weit weg bedeutet. Fremdheit ist – zumindest im dt. – zunächst eine räumliche Kategorie, das Fremde stammt von einem anderen Ort. Schwelle usw.

Der Fremde ist nach einem Bonmot von Georg Simmel der Gast, der bleibt. Derjenige, der von weit her kommt und dann bleibt, das ist der Fremde. In D denken wir hier an die Anwerbung von sog. Gastarbeitern seit der Mitte der 1950er Jahren, viele gingen wieder fort, viele blieben und mit ihnen auch ihre Gebräuche, nicht zuletzt ihre Religion. Seit rund 50 Jahren leben viele Muslime in D, dauerhaft, viele sind inzwischen Deutsche geworden, dennoch bleibt für viele Menschen im Blick auf ihre Religion eine Fremdheit bestehen. Die Fremdheit des Islam ist das, was in den letzten Jahren vermehrt für ein Gefühl der Besorgnis und auch der Unsicherheit sorgt.

Tab. 2

Sicherlich haben der isl. Extremismus, weltweite Terroranschläge und die Situation im Nahen Osten viel mit diesen Bedrohungsgefühlen zu tun, aber sicherlich geht es auch um den Umgang mit der „fremden“ Religion in der eigenen Lebenswelt.

Diese Furcht vor dem Fremden ist nun auch mit ökon. und sozialen Entwicklungen verknüpft. Die „Mitte“ der Gesellschaft empfindet nicht nur diffuse Angst oder auch Furcht vor dem Fremden, sondern sie schrumpft gegenwärtig. Die Zahlen sind nicht unbedingt dramatisch, aber dahinter verbirgt sich doch ein Trend, nämlich das deutliche stärkere Anwachsen der Unterschicht als die Zugänge in die Oberschicht. Neben den Menschen, die reale ökon-soziale Abstiege erleben und verarbeiten müssen, entsteht dadurch eine Situation der Ungewissheit bei vielen in der verbliebenen „Mitte“, die zumindest befürchten – real oder vielleicht auch nur eingebildet –, dass sie selbst zu denen gehören, die sozial absteigen. Die Verbindung solche Erfahrungen sozialer Deklassierung oder der Furcht davor in Verbindung mit einer Furcht vor Fremdem ist in der Tat eine große Herausforderung, nicht zuletzt weil Demagogen eine solche Stimmung leicht ausnutzen und die Ängste von Menschen politisch instrumentalisieren können.

Tab 3

„Absteiger“ in diesem sozialen Sinn sind viele Menschen mit a-typischen Beschäftigungen oder einfachen Dienstleistungstätigkeiten, in den letzten 20 Jahren hat dieser Abstieg wie auch ein Aufstieg für kleinere Teile der Bevölkerung zu einer Vertiefung sozialer Ungleichheit geführt. Zunahme von Ungleichheit erzeugt oft nicht nur Angst, sondern auch Verbitterung, ein Gefühl, ungerecht behandelt zu werden, was dann oft die Suche nach Sündenböcken motiviert. Aus der Verbitterung heraus sind manche Menschen offen für den Sündenbockmechanismus, der in irrationaler und falscher Weise alle Gründe für die eigene Defizitsituation auf eine bestimmte Gruppe von Menschen überträgt, diese diffamiert, ausgrenzt und im schlimmsten Fall verfolgt. Fremde sind auf Grund ihres bes. Status in besonderer Weise in der Gefahr, zum Sündenbock herhalten zu müssen. Demgegenüber sollen im Folgenden bibl.-theol. Impulse zum Umgang mit Fremden aufgezeigt werden.

2. Die Fremden „annehmen“ – Impulse zu einem solidarischen Ethos des Umgangs mit Fremden

Die Bibel ist zutiefst geprägt von dem Wissen darum, dass Fremde in besonderer Weise gefährdet sind und sie daher des Schutzes bedürfen. Insofern ist es vor allem im AT eine

markante Tradition, dass das Gebot der Nächstenliebe textlich wie sachlich in enger Nähe steht zu dem Gebot, auch den Fremden zu lieben. Erstmals taucht das Gebot der Nächstenliebe in Lev. 19,18 auf, wo es im Zshg allgemeiner Vorschriften zum Verhalten gegenüber wirtschaftlich und sozial Schwachen, körperlich Behinderten u.a. positiv formuliert ist im Sinn einer Summe aller Vorschriften des Umgangs mit dem Anderen: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Zunächst ist damit wohl jedes Mitglied des Bundesvolkes als „Nächster“ gemeint, aber schon der Nachsatz zum Gebot in den V. 33f weitet dies aus und zieht ausdrücklich auch die Fremden mit ein. Die Fremden sind hier diejenigen, die im lokalen Kontext als Fremde (gerim) leben. Sie sind als mehr oder minder dauerhaft ansässige Fremde zu denken und in Israel „Schutzbürger“, zu unterscheiden von dem „Ausländer“ (nokri), der nur kurzzeitig anwesend ist. Fremde (gerim) werden oft in einem Zusammenhang mit Witwen und Waisen genannt, sie müssen wohl als Menschen ohne Grundbesitz und ohne größeren Familienzusammenhalt vorgestellt werden, es können Menschen aus einem anderen Stamm oder von einem anderen Volk sein. Es geht hier weniger um eine ethnische Zuschreibung, sondern in der Tendenz eher um den prekären Status der Fremden, ökonomisch, rechtlich wie sozial.

Sie zu „lieben“ bedeutet, sie als Mitmenschen, als Nächsten annehmen und ihnen die grundlegenden Solidaritätspflichten zu gewähren, wie Linderung unmittelbarer Not und Bedürftigkeit. In diesem Sinn wird im Dtn und in vielen anderen Texten des AT ein unmittelbarer Rechtsschutz für Fremde gefordert, sie erhalten den Drittjahreszehnten (faktisch eine Sozialsteuer), sie dürfen die Sabbathruhe einhalten und an auch Opferfesten teilnehmen (dies bedeutet eine hohe religiöse und soziale Integration). Freilich bleiben auch gewisse Differenzen, so sind Fremde etwa beim Schuldenerlass, dem Zinsverbot und der sozialen Restitution im Jubeljahr ausgenommen. Das jüd. Gesetz kennt somit einen differenz. Umgang mit dem Fremden, der diesen grundsätzlich schützt, ihn weitgehend integriert aber auch bestimmte Ausnahmen bestehen lässt, er ist – wie es Georg Simmel gesagt hat, der Gast, der bleibt. Insofern bleibt auch eine Fremdheit, der Fremde ist aber als Mensch in seinen elementaren Bedürfnissen angenommen und integriert.

Begründet wird diese Haltung immer wieder mit der Erinnerung an den Aufenthalt Israels in Ägypten, wie es Ex. 22,20 ebenso 23,9 exempl. formuliert: Einen Fremden sollst du nicht bedrücken, ihr wisst, wie dem Fremdling zumute ist, ihr seid selbst Fremdlinge gewesen im Land Ägypten.“ Vor diesem Hintergrund hat Martin Buber das Gebot der Nächstenliebe wie folgt übersetzt: „Du sollst deinen Nächsten lieben, denn er ist wie du.“ Hebr. Kamoka: „Denn er ist wie du“ oder „wie dich selbst“: dies bedeutet, du könntest auch der andere sein, dir kann

oder ist es genauso wie ihm ergangen und daher ist eine echte Mitmenschlichkeit im Kern begründet. Dieses Gebot impliziert insofern die grundsätzliche Gleichheit aller Menschen, jeder ist in gleicher Weise von den Anderen als ebenso Gleicher anzuerkennen. Aus diesem Gebot lässt sich heute die Anerkennung des Anderen als gesellschaftliches Leitbild einfordern. Die Anerkennung des Anderen als eines ebenso Freien und Gleichen wie man selbst führt nämlich geradezu zwangsläufig zu einer Haltung des Respekts und der Achtung vor dem Anderen, auch in seinem Fremdsein, etwa in seinen anderen Sitten oder auch der anderen Religion ist er zu respektieren und zu achten. Diese Grundhaltung der Anerkennung des Anderen und des Respekts seiner Überzeugungen, speziell seiner Religion, übersteigt die Haltung der Toleranz, da der Andere eben nicht bloß geduldet oder hingenommen, sondern gerade auch in seinem Anders- und sogar Fremdsein akzeptiert wird. Theologisch ist dies eine unmittelbare Konsequenz des Gebots der Nächstenliebe, das bereits im AT im Sinn der Liebe zum Fremden zugespitzt wurde und das ja auch Jesus in seiner Auslegung, wer denn der Nächste sei (Lk, 10, 30ff) im Sinn eines grenzüberschreitenden Charakters der Nächstenliebe interpretiert hat: Jeder, der in Not ist, bedarf der unterstützenden Hilfe, jeder, der hilft, wie der „fremde Samariter“, ist einem Menschen in Not zum Nächsten geworden.

3. Fremdheit überwinden – Der Fremde und meine eigene Identität

Der Umgang mit Fremden, wie biblisch gefordert, kann nun auf einer weiteren Stufe dazu führen, dass Fremdheit nicht nur angenommen und respektiert, sondern letztlich überwunden wird. Paul Tillich hat dazu ausgeführt, dass der Andere, insbesondere der Fremde, im eigentlichen Sinn „ein entfremdeter Teil des eigenen Selbst“ (ST III, 300) ist. Der Fremde repräsentiert etwas, das ich vielleicht bei mir selbst verdränge, das ich glaube überwunden zu haben oder auch etwas, das meine tiefsten Sehnsüchte berührt. Wenn die bibl. Deutung des Gebots der Nächsten- und auch der Fremdenliebe interpretiert werden kann mit dem Satz, „denn er ist wie du“, dann heißt das konkret, dass der Fremde letztlich ist wie ich selbst, dass er ein Teil dessen ist, was auch meine Menschlichkeit ausmacht. Im Rahmen dieser Überlegungen kommt Tillich zu der Auffassung, dass im Horizont eines Denkens und Glaubens, das vom göttlichen Geist bestimmt ist, der Fremde aufhört, ein Fremder zu sein. Ich selbst und der Fremde, wir stammen aus „demselben göttlichen Grund“, wir verdanken uns beide dem Schöpferwillen und leben unter seiner Gnade.

Es ist nicht zufällig, sondern von tiefer Weisheit, dass die Bibel die Geschichte der Menschheit als eine Familiengeschichte erzählt, als Geschichte von Adam und Eva, von Noth und seinen Söhnen. Trotz aller Differenz, welche gerade die Söhne Noahs kennzeichnet, stammen sie von einem Vater und sind sich somit im Kern ähnlich. Die Menschheit entfaltet sich in bibl. Sicht nach der Flut ein zweites Mal aus einer Familie. (Ein Stück weit entspricht diesem Denken übrigens die moderne Genetik, nach der sich alle Menschen weltweit sehr ähnlich sind und aus einer kleinen Gemeinschaft hervorgegangen sind)

Dieses Wissen um eine letzte Gemeinsamkeit wird im NT noch einmal verstärkt, wenn der Tauf- und Missionsbefehl Jesu explizit auf alle Völker und alle Menschen gerichtet ist.

Dementsprechend ist durch die Möglichkeit der Taufe für alle Menschen (vgl. die Diskussion in der kath. Kirche nach der „Entdeckung“ der Indianer) trotz aller Fremdheit, die es geben mag, letztlich die Gemeinsamkeit des Menschseins das Entscheidende. Dies zeigt sich auch in dem Pfingstwunder als Geburtsstunde der Kirche, indem der Geist Gottes Menschen aus allen Völkern ergreift. Die Aufzählung der Völker in Apg. 2, 9-11 umschreibt die gesamte Zahl der damals bekannten und einzuordnenden Völker, alle werden sie vom Geist ergriffen. In Kol. 3,11 werden bei der Beschreibung, dass in Christus alle menschl. Differenzierungen keine Rolle mehr spielen, explizit auch die Skythen genannt, dieses im Bereich östl. des röm. Reiches wohnende Volk sorgte in der damaligen Zeit für Schrecken und Angst – aber auch Skythen gehören nach der ntl. Sicht zum Gottesvolk und jede Fremdheit ist damit im Kern überwunden.

Weil alle Menschen eine Wurzel haben, alle berufen sind und zur Gemeinschaft des Heils gelangen sollen, ist in theol. Perspektive somit jede Fremdheit nur vorläufig und relativ, im Kern ist sie überwunden. Dieses Wissen kann gerade Christenmenschen dazu befreien, unvoreingenommen und offen auf alle Fremden zuzugehen und in ihnen letztlich Brüder und Schwestern sehen.

Ausblick

Der Status von Fremden ist prekär, das zeigen die bibl. Schutzrechte ebenso wie die heutigen Herausforderungen. Fremde begegnen uns gegenwärtig in besonderer Weise in den Flüchtlingen. Die meisten Menschen in D begegnen ihnen sehr wohlwollend, nach einer ARD-Umfrage vom 3.9. bereitet die Ankunft vieler Flüchtlinge einer Mehrheit von rd. 59% keine Angst, rund 38% der Befragten äußern aber auch Befürchtungen. Vor diesem Hintergrund besteht die Herausforderung, diejenigen, die speziell im Blick auf Flüchtlinge, aber auch auf Fremde allgemein, von Angst geprägt sind, nicht vorschnell zu verurteilen.

Ebenso wie die Fremden wahr- und angenommen werden sollen, müssen auch die Ängste von Teilen der Bevölkerung wahrgenommen und im Blick auf ihre konkreten Bedrohungsvorstellungen bearbeitet werden. In diesem Sinn sind nicht zuletzt die latenten sozialen Abstiegsängste zu thematisieren, wie es die evg. Kirche tut, wenn sie sich für einen stärkeren sozialen Zusammenhalt und eine größere soziale Homogenität engagiert. Ferner kann zu einem guten Umgang mit Fremden im Sinn der bibl. Schutzrechte angeleitet werden, die Bibel ist voll von Flucht- und Fremdheitserfahrungen, die zeigen, wie solche Erfahrungen gut bewältigt werden können. Schließlich zeigt die bibl. Tradition klar, wie sehr die eine Menschheit in ihrer Vielfalt die Ebenbildlichkeit des Schöpfers repräsentiert und damit alle Fremdheit als relativ und begrenzt erweist. Fremdheit fordert heraus, aber sie kann zugleich auf die Fülle menschlicher Möglichkeiten und darin auf die Fülle Gottes verweisen.